

Der Weg des Padre



Hoffnungsgestalt. Padre Alejandro Solalinde Guerra engagiert sich für Hunderttausende Flüchtlinge aus Mittelamerika, die in Mexiko stranden.

Auch in Mexiko spielt sich ein Flüchtlingsdrama ab – und das seit Jahrzehnten. Gemeinsam machen Regierung, lokale Behörden und kriminelle Banden den Schutzsuchenden das Leben zur Hölle. Sie kommen dennoch – 400.000 jedes Jahr. Mittendrin kämpft ein Pfarrer für einen Wandel und mit ihm Tausende Aktivisten.

Von Samanta Siegfried (Text) und Antonia Zennaro (Fotos)

Der Mann, auf dem alle Hoffnung ruht, erscheint in Weiß, an einem warmen Vormittag im Juni. Er trägt eine große Brille im zarten Gesicht, ein dickes Holzkreuz baumelt um seinen Hals. Er geht die Treppe von seinem Zimmer hinunter in den Hof und grüßt alle, die seit Tagen auf seine Rückkehr warten. Sie schauen ihm nach, ehrfürchtig, hoffnungsvoll. Einige sehen ihn zum ersten Mal: Padre Alejandro Solalinde Guerra – der berühmteste Pfarrer und Menschenrechtsaktivist Mexikos. Gerade noch besuchte er in Los Angeles den US-Politiker Bernie Sanders, um dessen Migrationspolitik zu unterstützen. Jetzt steht er vor der Kapelle, die er mit aufgebaut hat, unter dem Baum, den er ge-

pflanzt hat. »Es ist nicht wichtig, schnell weiter zu kommen. Wichtiger ist es, zu überleben«, beginnt Solalinde, der von allen hier nur Padre genannt wird, seine Rede. Seine Stimme ist leise, aber klar. Er tupft sich mit einem Tuch die Stirn ab.

Etwa 200 Schutzsuchende wohnen in seiner Herberge »Hermanos en el camino« – Geschwister auf dem Weg –, die weniger als 100 Schlafplätze hat. Wer kein Bett hat, übernachtet draußen. Die Flüchtlingsunterkunft liegt am Ende einer erdigen Straße in Ixtepec, einer heruntergekommenen Stadt im süd mexikanischen Bundesstaat Oaxaca. Die Bewohner sitzen auf Bänken im Hof, liegen unter Bäumen. Halbwüchsige spielen Dame mit Flaschendeckeln, ein Mann macht Klimmzüge an einer Kletterstange, daneben langweilen sich Kinder auf einer Plastikrutsche. Die Unterkunft ist eine von mittlerweile 72 in ganz Mexiko, in denen Geistliche und andere Freiwillige Tausenden von Flüchtlingen aus Mittelamerika Zuflucht bieten. Hier hat Solalinde den Grundstein für eine neue mexikanische Flüchtlingshilfe gelegt.

Immer mehr Menschen versammeln sich im Hof um den Padre. »Mit einem Visum habt ihr 70 Prozent Überlebenschan-

ce«, sagt er und meint damit das humanitäre Visum, das seit 2011 jeder beantragen kann, der auf seiner Flucht Opfer eines Verbrechens wurde – das betrifft mindestens 80 Prozent. Das Papier erlaubt es ihnen, sich ein Jahr in Mexiko aufzuhalten, und ist die einfachste Art, legal weiterzureisen. Doch es zu bekommen, dauert oft Monate, zu lange für jene, die so schnell wie möglich in den Norden wollen. Viele warten nicht. »Denkt darüber nach, in Mexiko zu bleiben«, fährt Solalinde fort. »In den USA sind wir nicht willkommen.« Doch er weiß, dass er sie nicht abhalten kann. »Nur Gott kennt eure Mission.«

Julio hört aufmerksam zu. Der 16-Jährige aus Honduras ist erst vor wenigen Tagen hier gestrandet: Er will in die USA, nach Louisiana zu seiner Mutter. Zehn Jahre hat er sie nicht mehr gesehen. »Sie erzählte, ich habe zwei kleine Brüder«. Julio lächelt. Aus seinem linken Auge läuft Eiter, seinen Oberkörper zeichnen vier Stichverletzungen. »Die Maras«, sagt er und meint damit die Jugendbanden, die Honduras fest im Griff haben. »Sie wollten, dass ich Menschen umbringe.« Als er sich weigerte, wurde er beinahe selbst getötet. Nachdem er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, verließ er sofort seine Heimat.

In Honduras stirbt man schnell. Im vergangenen Jahr zählte das Land 5.100 Ermordete, 96 Prozent der Verbrechen bleiben unbestraft. Wer nicht mit den Banden kooperiert, stirbt, wird verstümmelt oder verbrannt, egal ob Mann, Frau oder Kind. Früher verließen viele ihre Heimat in Richtung USA auf der Suche nach einer besseren Zukunft, heute geht es den Flüchtlingen meist nur noch ums Überleben. Sie kommen aus San Salvador, Honduras oder Guatemala – gemessen an der Mordrate die gefährlichsten Länder der Erde. NGOs und der UNHCR schätzen, dass Jahr für Jahr 400.000 Menschen Mexiko durchqueren. Fast unbemerkt von der Öffentlichkeit bewegen sie sich auf einer der gefährlichsten Route weltweit.

»Im Norden wird es noch riskanter, dort warten die Drogenkartelle auf euch«, warnt Solalinde. »Aber die Migrationspolizei ist und bleibt das schlimmste Kartell.« Einige lachen, obwohl es nichts zu lachen gibt. Seine schonungslosen Urteile haben den Padre bekannt gemacht. Früher war er ein einfacher Dorfpfarrer, mit sechzig Jahren fing er an zu zweifeln: »Ich wollte nicht mehr in halb leeren Kirchen predigen.« Er legte ein Sabbatjahr ein und noch eines, studierte Psychologie und Familientherapie, ging nach Afrika. Bis ihm klar wurde, dass es Hilfsbedürftige ganz in seiner Nähe gibt.

Zu Beginn seiner Initiative war Flüchtlingshilfe illegal

Als er die Herberge 2007 eröffnete, galt die Einreise nach Mexiko ohne Papiere als Straftat, Flüchtlingen zu helfen, war illegal. Dass das heute nicht mehr so ist, hat viel mit seinem Engagement zu tun. Er war der erste, der die Zustände erfolgreich öffentlich machte: die Entführungen, Erpressungen, Morde und Vergewaltigungen der Flüchtlinge durch die Drogenkartelle; die Tatenlosigkeit der Politiker, die oft mit den Verbrechern unter einer Decke stecken; die unmenschliche Abschiebep Praxis der Einwanderungsbehörde. Nicht zuletzt die Scheinheiligkeit der katholischen Kirche, die sich nicht kümmerte. Der Druck auf die Regierung wuchs, schließlich schaltete sich die UNO ein. Solalinde selbst saß im Senat, als 2011 das sogenannte Migrationsgesetz verabschiedet wurde, das seine Arbeit legalisierte. »Eigene Wege zu gehen«, sagt der Padre, »das habe ich von den Flüchtlingen gelernt.«

Er hat sich damit viele Feinde gemacht. Die Migrationsbehörde beschuldigte ihn, Schlepper zu sein, Unbekannte versuch-

»Es ist nicht wichtig, schnell weiter zu kommen. Wichtiger ist es, zu überleben.«

ten, die Herberge in Brand zu stecken, Mitglieder der Zetas, des größten mexikanischen Drogenkartells, drohten, ihn umzubringen, und schließlich wollte ihm sein Bischof die Flüchtlingshilfe verbieten. Daraufhin verließ Solalinde 2012 das Land und tourte durch Europa, um über das Elend zu berichten. Als er nach wenigen Monaten zurückkehrte, erhielt er den mexikanischen Menschenrechtspreis – und zwei Leibwächter, die er später durch eigene Beschützer ersetzte: Raúl und Salomé. Heute ist Solalinde 71 Jahre alt und seine Arbeit ist noch lange nicht getan. »Wenn euch die Migrationsbehörde Probleme macht, dann ruft mich an«, schließt er die Versammlung unter dem Baum.

Wie fast alle Flüchtlinge ging auch Julio zu Fuß durch Mexiko bis nach Ixtepec. Zwar liegen nur einen Steinwurf von den Schlafsälen der Herberge entfernt Gleise, doch kaum jemand fährt noch mit den Zügen. Der Grund dafür ist das Programm



Unbegleitet. Julio, 16 Jahre, verdurstete fast auf der Flucht nach Mexiko.

»Wir haben bereits Tausende Jugendliche an die Drogenkartelle verloren.«

»Frontera Sur«, das die Regierung 2014 mit US-Unterstützung auflegte und das zu einer massiven Aufstockung von Polizei und Militär an der gesamten Südgrenze Mexikos führte. Wer mit dem Zug reist, wird leicht erwischt und zurückgeschickt. 166.000 Menschen waren es nach einem aktuellen Bericht der NGO »International Crisis Group« im vergangenen Jahr, darunter 30.000 unbegleitete Kinder wie Julio. Das sind neun Mal so viele wie noch vor fünf Jahren.

Das Programm war ein harter Schlag für die Arbeit von Solalinde. Er spricht von »ethnischer Säuberung«. Doch er ist ein Mann der Tat: »Es gibt für alles eine Lösung, man muss sie nur finden«, sagte er sich und eröffnete zwei neue Herbergen weiter im Süden. Nach ihren tagelangen Fußmärschen benötigten die Flüchtlinge nun bereits viel früher Hilfe. Denn, wie so oft, verringerten die neuen Hürden nicht die Zahl der Flüchtlinge, sondern lediglich ihre Routen.

Vor allem unbegleitete Kinder brauchen Hilfe

»Wir waren fünfzehn«, erzählt Julio beim Mittagessen in der Küche, einer Baracke mit Wellblechdach. Das Trommeln eines Platzregens vermischt sich mit dem Stimmengewirr, es gibt Reis und Gemüse aus bunten Plastikschalen. »Wir gingen nachts an den Gleisen entlang, um nicht von der Migrationspolizei erwischt zu werden.« Zuerst wurden sie von Banden bis auf die Kleidung ausgeraubt, danach von der Polizei verfolgt. Sie rannten weg, versteckten sich in den Bergen. Zwei weitere Male mussten sie vor der Polizei fliehen. Ausgehungert und dem Verdursten nah erreichte Julio nach zwei Wochen die

Herberge. »Ich habe es als Einziger geschafft«, sagt er, als könne er es selbst noch nicht richtig glauben.

Pfarrer Solalinde will das Leben von unbegleiteten Kindern wie Julio verbessern. »Wir müssen dafür sorgen, dass ihre Rechte respektiert werden«, sagt er in seiner sanften, aber bestimmten Art und benennt damit den Kern der Flüchtlingshilfe. Ehrenamtliche Mitarbeiter sorgen dafür, dass gesetzlich verankerte Rechte umgesetzt werden. In der Herberge sind Anhörungsräume eingerichtet, die Mitarbeiter nehmen Anzeigen entgegen, helfen beim Ausfüllen der Visa-Anträge und begleiten die Flüchtlinge auf die Behörden. Doch unbegleitete Minderjährige benötigen dafür einen Vormund und für diese Aufgabe lässt sich nur selten jemand finden. Die verantwortlichen Konsulate kümmern sich nicht. Die Jugendlichen müssen warten, bis sie 18 sind, die meisten reisen illegal weiter. »Wir haben bereits Tausende an die Drogenkartelle verloren«, sagt Solalinde. Das will er ändern und er hat bereits einen Plan, für den er das gesamte vergangene Jahr gearbeitet und mittlerweile auch wichtige Verbündete gewonnen hat: etwa das UNHCR, die Internationale Organisation für Migration und die Nationale Institution zur Familienentwicklung. »Bald schon ist es soweit«, sagt er.

Aber erst einmal führt der Pfarrer mit den Bewohnern Einzelgespräche in der Küche. Geduldig hört er zu, händigt Telefonnummern aus, hantiert mit seinen zwei Handys, organisiert Transporte, wird umarmt und geküsst. Dann steht plötzlich Alba vor ihm. Seit Tagen kann sie nur noch weinen. Sie presst ihre Finger in einen gestrickten Stoffball, rote Lackreste auf den Nägeln. Die 27-jährige Honduranerin nahm nachts allein die Route entlang der Gleise. Auf ihrer Flucht wurde sie zweimal vergewaltigt, jetzt ist sie schwanger und schwer traumatisiert. Sie hält den Kopf schief und zieht die Schultern verkrampft nach oben, während Solalinde versucht, mit ihr zu reden. »Ich werde diesen Fall vor Gericht bringen«, empört er sich. Am Nachmittag vereinbart er einen Termin mit der Untersuchungskommission, kontaktiert seinen Anwalt des Vertrauens und organisiert psychologischen Beistand. »Ich werde mich nie an diese furchtbaren Dinge gewöhnen.« Als sich seine Wut etwas gelegt hat, sagt er: »Ich möchte diese Vergewaltiger treffen und fragen: Was hat dich dazu gebracht, so etwas zu tun?« Seiner Überzeugung nach produziert das System solche Menschen. »Wir müssen un-



Die Bestie. So nennen die Flüchtlinge den Güterzug Richtung USA.



Zuhören. Alba erzählt vom Martyrium ihrer Flucht.



Trasse der Flucht. Die meisten Flüchtlinge aus Mittelamerika wandern Tausende Kilometer entlang der Bahngleise durch Mexiko Richtung Norden.

sere Herzen ändern.« Deshalb hat er ein Büchlein geschrieben von 58 Seiten: »Das Reich Gottes – radikales Überdenken des Lebens«. Erst gestern Nacht ist er damit fertig geworden.

Abends zieht er sich zurück in sein Zimmer, einen kleinen Raum mit kahlen Betonwänden, einem langen Bücherregal und einer Hängematte als Bett. Vor der Tür stapeln sich Säcke mit Kleiderspenden, daneben steht ein gedeckter Plastiktisch. Zusammen mit seinen zwei Beschützern isst er Bohnen mit Brot zu Abend. Was er früher so schätzte, Einsamkeit, Stille, ist ihm heute fast fremd geworden. Aber er bereut nichts: »Hier in der Herberge habe ich die Präsenz Gottes getroffen, nicht in der Kirche.«

Bekannt sein ist anstrengend, aber öffnet Türen

Wenige Tage später macht Solalinde einen Abstecher in die Hauptstadt von Oaxaca. Kleine farbige Häuser ducken sich neben gepflasterten Wegen. Vor der Kirche zur Heiligen Jungfrau wird er für ein Interview mit einem honduranischen Fernsehsender vorbereitet. Danach hat er noch mindestens fünf Termine, so genau weiß er es nicht. »Meine Beschützer haben den Überblick«, sagt er und deutet auf Raúl und Salomé, die keine zehn Meter von ihm entfernt stehen: ein Treffen mit der Wahrheitskommission zu Menschenrechtsverletzungen in Oaxaca, die er leitet, danach mit dem Rat der indigenen Gemeinschaften und später mit einer Organisation für Frauenrechte. Schließlich ein Gespräch mit der Migrationsbehörde zur Situation der unbegleiteten Kinder. »Bekannt sein ist anstrengend, aber es öffnet viele Türen«, sagt Solalinde. Das will er nutzen, um Dinge zu verändern. Einige kritisieren ihn dafür: Muss er sich so inszenieren und zu allem etwas sagen? Er meint, er muss.

Zurück in der Herberge ist das Vorhaben, für das er nun schon so lange gearbeitet hat, spruchreif. Er trommelt alle Jugendlichen unter 18 Jahren unter dem Dach der Kapelle zusammen. Sie kommen auf ihn zu, schmale Gestalten in Tanktops, Zigarette hinter dem Ohr, abgekämpfter Blick. »Wir haben ein Haus in Mexiko-Stadt«, verkündet der Padre stolz. »Wir werden dafür sorgen, dass jeder einen Vormund bekommt. So etwas wie einen Freund.« Julio hat das noch nicht genau verstanden, ist sich aber sicher: »Er wird uns helfen.« Das Gottvertrauen der Bewohner hier, es ruht vor allem auch auf Solalinde.

Bereits wenige Wochen später wird das Haus eingeweiht. Es heißt »Adolescentes en el camino« – Jugendliche auf dem Weg. Julio ist umgezogen und mit ihm zwanzig weitere Minderjährige, immer mehr kommen dazu. Julio wartet auf sein Visum, das erfordert Geduld. Auch Solalinde hat die Herberge in Ixtepec nach all den Jahren verlassen und wohnt nun in der Hauptstadt. Ehrenamtliche helfen den Jugendlichen dabei, eine Arbeit oder einen Schulplatz zu finden, bieten Workshops und psychologische Betreuung an. Es ist die erste Einrichtung dieser Art im Land. Derweil plant der Pfarrer bereits zwei weitere Unterkünfte in Mexiko-Stadt, auch für Erwachsene. Außerdem schwebt ihm eine Dritte speziell für Rückkehrer vor, die von den USA abgeschoben wurden. Vor allem wegen der Nähe zu wichtigen zivilen Organisationen will er die Flüchtlingshilfe in die großen Städte verlagern. »Die Gewalt in Mittelamerika nimmt von Jahr zu Jahr zu«, warnt Solalinde, der die Nachbarländer bereits mehrmals bereist hat. »Mexiko muss endlich dafür sorgen, dass die Flüchtlinge hier gut leben können.« Bis es soweit ist, will er sich darum kümmern.

Die Autorin ist Reporterin der Agentur »Zeitenspiegel«.